

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 3

Artikel: Erinnerung und Dank : Fritz Ernst zum Gedächtnis seines siebenzigsten Geburtstages 14. Juni 1959
Autor: Kaegi, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ERINNERUNG UND DANK

FRITZ ERNST ZUM GEDÄCHTNIS
SEINES SIEBZIGSTEN GEBURTSTAGS

14. JUNI 1959

Das Geheimnis des guten Stils sei eine Kunst des Weglassens; im Grunde liege die Aufgabe des Schriftstellers nur im Streichen, meinte Fritz Ernst gelegentlich mit dem Lachen in den Augen, das ihn in glücklichen Momenten überstrahlte. Auch im Gespräch pflegte er nicht alles zu sagen, was ihm auf die Zunge kam, nicht nur aus Gründen der Diskretion; denn es gab auch *gute* Worte, die er zurückhielt. Sprach er sie aber einmal aus, so hatten sie Gewicht. Zu ihnen gehörte das Zitat aus den «Lehrjahren», das ihm wie eine Erkennungsmarke eigen war: «Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, wie sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.»

Das war seine Kunst der Erziehung; es war auch seine Kunst der Freundschaft und vielleicht die Kunst seiner Menschendarstellung. Das Wesen seiner Höflichkeit lag hier verwurzelt. Indem er seinen Freunden und seinen Schülern als derjenige entgegentrat, der von ihnen das Beste erwartete, weckte er in ihnen einen Grund der Beschämung und einen Ansporn zum Höchsten. Seine Freundschaft war das Gedicht, ohne das die eigene Wirklichkeit unvollständig blieb. Mit einem Akt der Freundschaft und der Höflichkeit ist er von uns gegangen. Ein paar Wochen bevor er an jenem Januartag des vergangenen Jahres seinen Unfall erlitt, übergab er dem Verleger ein Manuskript, von dem er wünschte, daß es auf seinen siebzigsten Geburtstag erscheinen möchte. An diesem Tage wollte er der Schenkende sein; dem Verleger gab er anderthalb Jahre Zeit, damit er sich nicht gedrängt fühle. Das Buch, das heute vor uns liegt, trägt den Titel «Erinnerung und Dank».

* * *

Zu Beginn des vergangenen Kriegs, als noch nichts entschieden, aber doch eine hochgemute Hoffnung erlaubt war, daß unser Land verschont bleiben könnte, warf Fritz Ernst gelegentlich die Frage hin, «ob die Schweiz wohl bis heute geistigen Bestand gehabt hätte, wenn ihr nicht in diesem Jahrhundert zwei Weltkriege zu durchleben beschieden gewesen wäre». Die kriegerische Situation war ihm nicht ein Unglück schlechthin, sondern eine sozusagen normale Wiederkehr wie die Gewißheit des Todes, die das Höchste wecken kann: das Bewußtsein der Ursprünge und

der geistigen Bestimmung. Auf das vorhin zitierte Wort aus den «Lehrjahren» beruft er sich im Zusammenhang eines Textes, der demjenigen unter seinen Freunden gewidmet ist, der für ihn die Weisheit des Erziehers verkörperte: Fritz Enderlin. In unmittelbarer Nachbarschaft dieses Stückes steht in der Abschiedsgabe das Dankeswort «Zum sechzigsten Geburtstag des Korpskommandanten Ulrich Wille». Hier erscheint Fritz Ernst in jener Haltung, die ihn ebensosehr kennzeichnete wie diejenige des Dozenten und des Essayisten: in der Haltung des Offiziers. «Man sagt sonst, Pünktlichkeit sei die Höflichkeit der Könige — ich begriff sie damals als die Höflichkeit des Offiziers.» Damals — dies heißt wohl in der Zeit vor 1914 und in jenem Augenblick, als auf dem Zürcher Kasernenplatz mit der Pünktlichkeit des Naturgesetzes, während die Glocke des Stundenschlages von der Kirchturmuhre noch nicht ausgeklungen hatte, der Kommandant im Portal erschien — «säbelbeinig, schlank und elegant» — und vor die Mannschaft trat. Das Büchlein «Generäle», mit dem Fritz Ernst dem Gedanken des menschlich und sprachlich vorbildlichen Soldaten gehuldigt hat, stellt einen Beitrag dar zur Geschichte der Armee wie zu derjenigen der Bildung. «Dankbarkeit gegenüber dem Manne, den ich zu meinen Erziehern zählen muß», so lautet das Motiv für die Zeilen über den jüngern Ulrich Wille.

Bildung aller Art ist eine Frage des Verhaltens in der Gemeinschaft. Die Gemeinschaft des Schriftstellers sind seine Leser. Vor hundert Jahren hat ein scharfsinniger Beurteiler die Meinung ausgesprochen, die deutsche Dichtung sei an ihrem Ende angelangt, denn es gebe kein Publikum mehr. Fritz Ernst hat sich sein Publikum geschaffen. Was kaum mehr möglich schien, hat er Tatsache werden lassen durch sein Wort, durch seinen Vortrag und durch seinen Essai. Die Länge seiner Aufsätze ist bestimmt von der Kürze der Zeit, die seine Mitbürger ihm zu schenken bereit waren. So wurde das Feuilleton seine Form und eine gewisse Aktualität sein Gesetz. In der Gruppe der Freunde, deren er in seinem letzten Buche gedenkt, nimmt die Mitte des Bildes ein: Eduard Korrodi, der Schöpfer des Feuilletons der Neuen Zürcher Zeitung, jenes Instrumentes, durch das Fritz Ernst während Jahrzehnten zu seinen Lesern gesprochen hat. Während ihm die Universität allzulange verschlossen blieb, fand er festliche Aufnahme in dieser gastlichen Vereinigung, die für das zürcherische zwanzigste Jahrhundert vielleicht in gewisser Hinsicht nicht weniger bedeutet wie die Universität für das neunzehnte. Hans Trog hatte ihn eingeführt; Eduard Korrodi hat ihn festgehalten und umsorgt. Eine der letzten Publikationen, die Fritz Ernst am Herzen lag, war die Festgabe für Willy Bretscher. Mehr als in der Universität und mehr als in der Schule war hier der Ort, wo er jenen Gedanken pflegen, entfalten und ihn mit dem Reichtum seiner Einfälle und Nachforschungen instrumentieren konnte, auf den hin sein geistiges Dasein seit etwa 1920 sich konzentrierte: den Helvetismus. Falls ein Lexikograph

künftiger Jahrhunderte oder ein Neugieriger ferner Zonen heute erfahren möchte, was dieses Wort eigentlich den gebildeten Schweizern dieses Zeitalters bedeute, so gilt nur *ein* Kommentar: das Lebenswerk von Fritz Ernst. Denn in einer Epoche, in der die alten schweizerischen Lebensgemeinschaften, die Orte, in ihrem Kontur allenthalben verwischt und überspült werden und doch das Ganze der Eidgenossenschaft sich noch einmal behauptet und mehr als eine nur politische Größe bedeutet hat, war es Fritz Ernst, der die auf Europa bezogene Idee der geistigen Gemeinschaft, die er Helvetismus nannte, so überzeugend gestaltete, daß man glauben konnte, sie sei immer dagewesen und immer so bewußt gewesen, wie sie es nur durch ihn geworden ist.

Es bedurfte der glühenden Temperatur der beiden Kriege, damit diese Ausschmelzung des Bewußtseins zustande kam. Denn Fritz Ernst selbst war noch weit von den helvetistischen Wegen entfernt, als ein lothringischer Gelehrter, der Gottfried Keller liebte und der in einer glänzenden wissenschaftlichen Laufbahn für die alte wie für die neue Welt zum Begründer des literarischen Komparatismus geworden ist, ihn auf das schweizerische Thema hinlenkte. Ihm, Fernand Baldensperger, ist einer der Aufsätze gewidmet, die man in der Geburtstagsschrift nun gesammelt findet. Im Gedanken an die von ihm begründete «Revue de Littérature comparée» und an die ihr angeschlossene Bibliographie heißt es dort: «Die Schweiz wurde darin nicht, wie literaturgeschichtlich üblich, unter die großen Nachbarn aufgeteilt, sondern erschien von allem Anfang an als eigenständiges, im Austausch der Kräfte wirkendes Wesen.» Das ist der Leitsatz für das Lebenswerk von Fritz Ernst, das sich erst in den dreißiger Jahren zu entfalten begann. Wenn er von hier aus auf seine früheren Studien in russischen und spanischen Sphären zurückblickte, so kam ihn die Lust an, von der neuen Verwurzelung aus alle früheren Essais unter dem Titel zusammenzufassen: «Der Wanderer ohne Schatten.» Erst um 1930 hatte er seine Heimat und seinen Schatten wieder gefunden. Der geplante Titel wurde dann fallen gelassen, und der Band erschien unter der trockenen Bezeichnung: «Studien zur europäischen Literatur.» Erst in der dreibändigen Sammlung der «Essais» liegen die weiteren und die engeren Lebenskreise des Verfassers nun beruhigt ineinander mit der Klarheit einer späten Zeit: der helvetische, der deutsche und der europäische Kreis. Es gab schließlich wenige Landsleute, mit denen er sich in einem ähnlich gerichteten Wollen so innig verbunden fühlte wie mit Giuseppe Zoppi, dem Tessiner, und mit Martin Bodmer, dem Zürcher, der in gewissen Bezügen als Sammler erstrebte, was Fritz Ernst als Essayist verkörperte.

* * *

Eine Autobiographie wird sich unter den nachgelassenen Papieren wohl kaum finden. Man kennt nur einzelne autobiographische Sätze, auf

die er Wert legte. Einer von ihnen sollte auf seinem Grabstein stehen, wenn Epitaphien dem Scherz der Lebenden gehorchen dürften: «Er ging auf die Bibliothek.» Das wäre ein Bekenntnis zu einer Lebensform gewesen, die das Gegenteil der Aktualität bedeutet. Der geistige Bogen, der sich ihm von den Stunden der Forschung zu denen der Freundschaft, vom Erlebnis der Vergangenheit zu demjenigen der eigenen Zeit hinüberwölbte, dieser Bogen war selbst ein dichterisches Himmelszeichen des Jahrhunderts; es war ein Bogen, durch den die Landschaft, die darunter lag, ihre Einheit bekam. Denn zu dem täglichen Brot, um das die Menschheit bittet, und ohne das sie nicht leben kann, gehört auch das Brot des Geistes, das diejenigen verschenken, denen es gegeben ist. Verschwinden sie aus diesem Leben, so gehören sie zu den «Toten, von denen wir leben». Mit dieser Wendung hat Fritz Ernst von einem seiner Jugendfreunde Abschied genommen — zu Beginn des Bandes, der uns nun als Zeugnis seiner selbst an die Stelle einer nicht geschriebenen Autobiographie tritt: «Erinnerung und Dank.»

Werner Kaegi

OTTO VON TAUBE

ZU SEINEM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG AM 21. JUNI

VON MAX RYCHNER

Hoch in Jahren schon hat Otto v. Taube eine Rede über *Die Göttliche Komödie als dichterisches Kunstwerk* gehalten, die in die Weite drang und Hörer wie Leser bewegte. Darin wird eine lebenslange, ehrfürchtige Liebe zu Dante ihrer Einsichten in das Sprachkunstwerk gewiß, das mit keinem andern vergleichbar ist. Der Redner erinnert sich, daß er nicht erst in der Reife, sondern «als fünfundzwanzigjähriger junger Bursch», und nicht nur als das, sondern auch als Jünger Nietzsches sich Dante angeschlossen hatte, künstlerisch bezaubert von der Gewalt der Steigerung, zu der die hundert Gesänge geordnet sind. Spät erst haben außerhalb Italiens Dichter zu Dante gefunden: George und Borchardt sind bei uns Beispiele dafür, welche Spannkraft nötig ist, um diese Größe